

Nummer 559

Berlin 1901

Der Tag

Erster Teil. Illustrierte Zeitung.

Sonntag
15
Dezember

Der Tag erscheint täglich zweimal, jedoch am Sonntag nur morgens und am Montag nur abends. Teil I erscheint morgens, Teil II morgens und abends. Teil I enthält die kritische Würdigung aller wichtigen Ereignisse in Politik, Wissenschaft, Kunst etc. mit reichem literarischem Stoff und lebenswahren Illustrationen. Teil II bringt die neuesten, wissenschaftlichen Nachrichten, Tagesgespräche etc.

Haupt-Geschäftsstelle: Berlin SW., Zimmerstr. 57-61. — Bezugspreis: Ausgabe A (Beide Teile) monatl. 3 Mark, Ausgabe B (Teil I allein) monatl. 1 Mark einacht. Belegpreise: auswärts wird Postzuschlag für Rechnung. Postzustellung: Ausgabe A (Beide Teile) No. 7594 u. Ausgabe B (Teil I allein) No. 7595. — Anzeigenpreis: 75 Pf. in Teil I und 50 Pf. in Teil II die Zeile. Näheres darüber ist am Kopfe von Teil II angegeben.

Manuia Samoa.

von Dr. Hans Wagner.

Samoa stand eine Zeit lang trotz seiner Weltabgelegenheit und verhältnismäßigen Unbedeutendheit doch im Brennpunkt der internationalen Politik, weil dort die nationale Ehre und das Prestige von drei Staaten engagiert waren und Samoa drohte, einen ähnlichen Klang wie Jajchoda zu erhalten. Seitdem die „Berle der Südsee“ deutsch ist, hörte man nur wenig von diesem jüngsten Kinde deutscher Kolonialpolitik. Was aber verlautete, war rostarot getönt oder mißfarben, je nach der Herkunft der Kunde, an sachlichen Berichten schloß es. Man hat in Deutschland die Andeutungen englischer und amerikanischer Journale, als sei auf Samoa nicht alles so rosenrot, wie es aus den Berichten des Gouverneurs Dr. Solf scheinbar einfach als Ausfluß des *Reveries ad acta* geleigt. Mit Unrecht, denn diese Berichte werden jetzt von unparteilicher Seite bestätigt, aber sie zeigen auch, daß die Unzufriedenheit, die hier und da auf Samoa herrscht, nicht allgemeiner Natur ist, sondern lediglich eine persönliche, leicht zu beseitigende wenn nicht schon beseitigte. Der Gouverneur Dr. Solf hat sich mit den Eingeborenen nicht zu stellen gewußt, seine Persönlichkeit sprach nicht an und das äußerte sich in allerhand Spitz, diktandier Verleugung der Ehrerbietung, die sich die politisch äufferst gewordene und zu Chiffanen geeigneten Samoaner gegen den Gouverneur dauernd leisteten. Diese Differenzen zwischen Dr. Solf und den Eingeborenen konnten auch in der unmutigen Ansprache des Gouverneurs an die Häuptlinge, die in

der Samoanischen Zeitung veröffentlicht ist, deutlich genug zum Ausdruck. Als Dr. Solf sein Amt antrat, wurde über ihn ein Lamtam gemacht, der manche kolonialpolitische Kreise damals schon frugig machte. Es war jedenfalls nicht nötig, daß ein Mann, der erst bewiesen sollte, was er konnte, schon so in der Presse hofiert wurde, wie es geschah. Wie weit Dr. Solf selbst dazu beigetragen, läßt sich natürlich nicht ermeßen. Aber er ist, wenn ich nicht irre, in Deutschostafrika gewesen, und dort hat nach berühmtem Vorbilde die koloniale Poje offenbar Heimatsrecht. Wenn die Gouverneurfrage von Samoa jetzt, wie ich glaube, wieder zur Entscheidung steht, so wird doch höchstens ein Zufall Besseres schaffen. Als Samoa unier wurde, handelt es sich um die prinzipielle Frage, soll Reichsmarineamt oder Kolonialamt die Verwaltung der Kolonie übernehmen und es kam da zu dem alten Ausdruck der *Reformseiferjuden*. Nachdem schon zwei Marineoffiziere für die Verwaltung von Samoa designiert waren, siegte schließlich das Kolonialamt. Nun hat dieses nicht einmal für die älteren Kolonien eine Auswahl brauchbarer Beamten und muß die freiwendenden Posten mit Persönlichkeiten besetzen, die keine Erfahrung haben. Man hätte also wirklich keinen Anlaß, sich nach der Einbeziehung Samoas in die Verwaltungssphäre des Kolonialamts zu reißen, es sei denn die Eiferjuden des Bureautrismus auf die frühen Leistungen des Reichsmarineamts in Kiautschou. Bei den räumlichen Entfernungen der Südpazifikungen und ihrer Abhängigkeit von dem Schutz unserer Marine ist es vom Standpunkt des gesunden Menschheitsstandes doch wohl das Natürliche, daß wie Kiautschou, so auch

die Südpazifikungen vom Reichsmarineamt verwaltet werden.

Es wäre schade, wenn auch an der Perle der Südsee der althergebrachte Bureautrismus sich befriedigen sollte. Man mag die Samoaner nicht gerade für ein diplomatisches Meisterstück halten, man kann auch zugeben, daß die Bedeutung dieser Insel als Weltverkehrsstation übermäßig übertrieben wird, das eine ist sicher, Samoa ist ein reizendes Idyll und noch mehr, es ist ein Ländchen, in dem der deutsche Mittelstand sein ver sacrum unterbringen kann. Soeben hat der Artillerie-Offizier Richard Zeelen, der eine Reise zur Entscheidung der Gründung unserer Südpazifikungen unternommen hat, und außer auf den Marianen, Palau und Karolinen sich auch auf Samoa längere Zeit aufhielt, ein *Nachlein* über Samoa*) erscheinen lassen, dessen Lektüre dem kolonialen Fremde viel Freude bereiten dürfte. Es ist in liebenswürdigem Plauderton gehalten und bringt auch, was manchen vielleicht besonders interessiert, die schärften Bilder samoanischer Liebreizes. Es ist also auch zur Unterhaltungslektüre zu empfehlen. Der Hauptwert dieses Buches aber besteht meines Erachtens darin, daß der Verfasser vollkommen glaubwürdig, weil auf nüchternen Grundlagen stehend, den Wert Samoas für deutsche Ansiedlung nachweist. Es ist Samoa die einzige Kolonie, die jetzt schon für Besiedlung in Frage kommt. Der B. weiß ist praktisch dadurch erbracht, daß eine ganze Anzahl „kleiner Leute“ aus allen Nationen, besonders aber Deutsche, dort mit *Nachts* angefangen haben und es schon zu Wohlstand gebracht haben. Große Konzeptionen

*) Manuia Samoa! Samoanische Reiselagen und Beobachtungen von Richard Zeelen. Oldenburg bei Gerhard Stalling. 101.

Wiener Secession.

von Hermann Vahr (Wien).

Muther hat neulich schon in „Tag“ von der zwölften Ausstellung unserer Secession gesprochen. Sie zeigt norwegische, schwedische, finnische, russische und schweizerische Künstler, dazu Plastik von Hermann Vahr und Sachen von Torroy. Diese, dann die „Angst“ von Edvard Munch und „Der Auserwählte“ des höchst seltsamen Ferdinand Hodler werden mit derlei Leidenhaftigkeit so bestritten als bewundert. Wir Wiener, die von einem Erfolg sprechen, nicht wenn eine Sache gefällt, sondern wenn um sie gerankt wird, sind hier also sehr vernünftig. Aber Muther hat, unwillig, verstimmt, ja fast gereizt, in der Wiener Wochenchrift „Die Zeit“ und im „Tag“ dargelegt, wie anders diese Ausstellung hätte sein müssen, um ihn zu interessieren. Wir haben uns dabei wieder gedacht: es ist doch eigentlich ganz merkwürdig, wie geschwind aus dem Muther ein Wiener geworden ist — schade!

Nämlich: die Wiener Menschheit zerfällt in zwei Klassen, eine ganz kleine und eine sehr große, Ueberbildete und Angebildete. Das ist kein Zufall, sondern man hat etwa um das Jahr 1550 angefangen, bewußt daran zu arbeiten. Was „Wegenerformation“ genannt wird, ist ein Versuch, eine neue Kultur zu begründen, die von einigen auserwählten, verschwiegenen, übertragenden Menschen getragen wird, welchen die eingeschlaferte und betäubte Masse zu gehorchen hat.

Diese zwei Klassen finden sich seitdem in allen Epochen wieder. Wir haben noch heute eine Menge, die nichts will, die nichts will, die nur instinktiv lebt. Und darüber schwebt in sehr hoher und dünner Region ein Kreis von sehr vereinigten, etwas gelangweilten Menschen, die zu viel wissen, um noch irgend etwas zu wollen, denen alles gleichgültig und eitel geworden ist, die spöttisch mit Vergangenen spielen. Zwischen solchen Ueberverstand und jenem Unverstand aber ist es leer. Nun denken Sie sich einen Künstler, der doch wirken will. Wo setzt er an? Wen darf er bewegen? Wer fühlt mit ihm? Nehmen wir nur gleich Hauptmann; ein Fremder hat es ja noch leichter, er findet bei uns eher Glauben. Fragen Sie jene „ganz Feinen“ um Hauptmann. Sie lächeln, etwas ermüdet und fast ein bißchen mitteilig, und werden sagen: Ganz begabter Mensch, wie es scheint — wir ziehen aber doch eine Zeile aus der *Vita nuova* vor Künstler? O ja — gewiß sehr nette Sachen, aber wir bleiben doch lieber bei Lionardo! Sie fürchten sich etwas zu vergeben, jene ganz klugen und auserselbstenden Leute, wenn sie sich jemals bewegen, gar erschütterten ließen. Vaudelatre und Spinburne, Rosetti und Moreau, allenfalls noch Angelus Silefius und Matthäus Grimwald — aber damit ist es auch genug; schon Whittier und d'Annunzio sind nicht mehr „fein“, da sie so roh zu leben sind. Und dann der leere Raum — und ganz unten, weit, tief, eine ratlose Menge, die kaum seit einer Generation erst halbwegs lesen gelernt hat und nichts von den Ge-

danten, den Gefühlen unserer großen Zeit vernimmt. Das ist bei uns die Situation für jeden, den es zu schaffen drängt; hier ein dumpfes Boll, mit dem er sich gar nicht verständigen kann, dort die Frontisten, unnahbar in ihrer Abgeschlossenheit von allem Leben. An wen soll er sich wenden? Jene sind um hundert Jahre zurück, diese immer um tausend voraus — armer Mann der Gegenwart, der wirken will und nur in die Luft schlägt!

Ich halte es nun für die große Tat der Secession, daß sie dies erkannt und sich zum Notwendigen entschlossen hat: vorerst den leeren Raum zu füllen, Bildung zu schaffen. Früher hatten die Künstler immer so gewöhnt: entweder sich großdunkel zurückziehen, in jene Region des müden Epitomes, oder der Menge nachzugeben. Aber diese jungen Leute sagten sich: wir wollen wirken, dies fordert lebendiges Verständnis, Teilnahme und Antwort eines mitfühlenden Kreises, er fehlt — als schaffen wir ihn, ergiehn wir nicht bloß uns selbst, ergiehn wir uns ein Publikum, schaffen wir uns jenen „Mittelstand“ von Bildung, den die ganze neue Kultur verlangt. Ich weiß nicht, ob die jungen Leute viel Goethe gelesen hatten. Aber dies war durchaus Goethisch gedacht.

Daran muß man unsere Secession prüfen, im einzelnen und im ganzen. Jedes andere Maß, das man an sie legt, ist falsch. Sie fand einige künstlerische Kräfte vor und fragte sich: wie bilde ich diese zum Höchsten aus, das sie überhaupt erreichen können? Sie fand kein Publikum vor und fragte sich: wie kann ich

Table with multiple columns and rows of numbers and small text, likely a stock or market index.

gesellschaften wie in Kamerun sind dort ausgeschlossen, es herrscht der koloniale Mittelstand vor. Das Klima ist außerordentlich gesund und wird von Kranken aufgesucht. Der Weiße kann sehr wohl selbst arbeiten und darin liegt der Vorzug Samoas. Deeken schätzt, daß 50,000 deutsche Einwanderer auf Samoa unterkommen und reichlich auskommen könnten. Die Insel hat einen etwas größeren Umfang als Sachsen-Weinungen, in dem ca. 1/4 Millionen leben.

Als Zukunfts-Produktion Samoas kommt in erster Linie Kakaο in Betracht. Es liegen 3. J. noch circa 600,000 Acres (1 ha = 2 1/2 Acres) erfruchtigen Bodens brach. Der Land Spekulation ist von der Regierung ein Kiegel vorgehoben, indem Landkauf verboten ist und Landpacht über 10 Jahre der Genehmigung des Kolonialamtes bedarf. Allerdings wird diese letztere Bestimmung geändert werden müssen, da kein verkündigter Mensch seine Arbeit nach 10 Jahren von der mehr oder minder vorhandenen Einsicht des Kolonialamtes abhängig machen dürfte. Der Kakaο scheint auf Samoa besonders gut fortzukommen. Während in anderen Kakaο pflanzenden Ländern die Bäume erst im 4. bis 5. Jahre tragen und der Ertrag eines Acres zwischen 3-5 Centnern variiert, tragen die Kakaοbäume auf Samoa oft schon vor Ende des dritten Jahres und Erträge von 10-12 Centnern sind hier der Durchschnitt. Eine große deutsche Pflanzungsgesellschaft ist übrigens im Entstehen begriffen. Dementsprechend natürlich größere Kapitalanlagen sehr wohl angebracht sind, so sind doch für den kleineren Siedler die Verhältnisse besonders günstig. Für den minder bemittelten Ansiedler würde sich der Kostenpunkt (abgesehen von der Reise) ungefähr so stellen:

Erwerb von 80 Acres zu je 20 Ml.	600 Ml.
Klären von 15 Acres zu je 40 Ml.	600 Ml.
Caatmaterial, Werkzeugen, Auspflanzen	900 Ml.
2 Arbeiter (zu monatlich 40 Ml.) für 3 1/2 Jahr	3380 Ml.
Haus	1000 Ml.
Werkzeug	50 Ml.
Aufz. 2 Schweine, 1 Dgd. Hühner	280 Ml.
Lebensunterhalt im 1. Jahre	1000 Ml.
Lebensunterhalt im 2. Jahre	800 Ml.
Lebensunterhalt im 3. Jahre	600 Ml.
Lebensunterhalt (für 6 Monate) im 4. Jahre	800 Ml.
Unvorhergesehenes	510 Ml.
Summa	10,000 Ml.

Mit diesem Anlagekapital könnte ein Siedler mit bescheidenen Ansprüchen bei Pflanzung von 15 Acres nach 3 1/2 Jahren auf ein Einkommen von 6000 Ml. rechnen, das in den folgenden Jahren auf 8-10,000 Ml. steigen würde. Die jetzigen Siedler rechnen schon durchschnittlich bei der ersten großen Ernte (im vierten Jahre) auf einen Netto-Gewinn von mindestens 100 pCt. des Anlagekapitals. Für seinen Haushalt würde

der Siedler schon nach einem Jahre das Notwendigste aus seinem Garten und aus der Viehzucht entnehmen können. Um nicht ganz auf den Ausfall der Kakaο-ernte angewiesen zu sein, dürfte es sich nach Deeken empfehlen, einige Acres mit Kokospalmen zu bepflanzen, die einen sicheren Ertrag bieten. Der Konsum von Kakaο ist in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung von 0,644 kg im Jahre 1895 auf 4,14 kg 1898 gestiegen (Kaffee 2,4 kg). Daß aber der Kakaο von Samoa sehr geschätzt wird, ergibt sich daraus, daß 1900 50 kg Kakaο von Trinidad 75-80 Ml., von Guayaquil-Arriba 85-85 Ml., von Caylon 70-98 Ml., von Granada 72-75 Ml., von Samoa aber 85 bis 92 Ml. brachten.

Eine direkte Verbindung Deutschlands mit Samoa giebt es noch nicht. Man erreicht die Insel am schnellsten über New York-San Francisco in 24 Tagen, (Preis für Reisende in 3. Klasse zirka 600 Ml.), der weitere Weg führt über Sydney in 55 Tagen, aber er ist billiger und kostet circa 420 Ml. Die vielen Anfragen, die auf Grund seines Buches an den Verfasser (Vdr. Berlin, Bayreutherstr. 20) ergangen sind, zeigen, daß im deutschen Mittelstand bei der sinkenden Konjunktur eine große Neigung zur Auswanderung besteht. Herr Deeken hat sich gewiß ein großes Verdienst um diesen Mittelstand erworben, indem er ihn gerade auf Samoa hinweist.

Naubstaaten unter sich.

Nachdem die 160 Liberalen, die Colon übernahmepflichten, reumützig das alte Recht wieder verlassen haben, gleichzeitig aber auch Castro's mittelamerikanische Großmachtsträume endgültig ausgesträumt sind, regt sich was im palmenumflandenen Süden des Kontinentes. Zwischen Chile und Argentinien hören die feindschaftlichen Nebenereien eigentlich nie auf. Chile sucht sich durch Fleiß und relative Ehrlichkeit in die Höhe zu arbeiten, während Argentinien noch immer der praktischen Anichnung huldigt, daß es besser ist, andere, beispielsweise die Deutschen (sparen, für sich arbeiten zu lassen und das eigene Manko an Erwerbsfähigkeit durch um so ausschweifendere Betrügereien zu eriegen. Des öfteren schon haben die Gegenläge zwischen beiden Republiken zu bewaffneten Konflikten geführt. Im letzten Kriege blieb Chile Sieger, es verjagte dem von Argentinien ausgiebig unterstützten Peru so nachdrückliche Schläge, daß der Frieden für längere Zeit gesichert war. Jetzt aber glauben die Bankrotteure und Wädhändler von Buenos Aires wieder einmal den Tag der Entte gekommen. Argentinien hat eine für seine Verhältnisse stattliche Truppenmacht mobilisiert, und wenn es auch nicht 60,000 Mann sein werden, wie man uns antepagiert, so sind es doch vielleicht 6000. Diese Zahl genügt unter Umständen, um selbst die mächtigste südamerikanische Republik zu überrennen. Und es genügt dazu unter Umständen die bloße

Nachricht von ihrer Existenz. Die Vereinigten Staaten sind entschlossen, in Kürze die Konsequenzen der Monroe-Doktrin zu ziehen. Jede kriegerische Entwicklung in Südamerika ist Unkel Sam löslicher als hohe Eisenbahnbindenden und ein Diner bei Delmonico. Sie giebt ihm Gelegenheit, im Trüben zu fischen, zu intervenieren und auch diejenigen Politiker des Südens, die sich noch gegen diese Erkenntnis sträuben, durch Gewalt oder Thets davon zu überzeugen, daß das Sternenbanner noch Platz genug für einige weitere Sterne hat, Nordamerika auf jeden Fall zur Vormacht des Kontinents bestimmt ist.

In deutschen Zeitungen, die jeden indischen Grenzkampf und jede Schlägerei zwischen Montenegrinern und Albanesen durch eigene Spezial-Korrespondenten schildern lassen, liest man jetzt humoristisch gefärbte Ausführungen über amerikanische Theater- und Speretten-Kriege, die uns Heluba seien. Dabei sind kaum acht Tage seit dem Erscheinen eines viel zu wenig beachteten Artikels verstrichen, der in offiziellen Londoner Blättern erschien und dem Deutschen behaglich vorredmete, wie wichtig ihm die englische Freundschaft im Falle einer Vermittlung mit gewissen südamerikanischen Staaten sein würde. Der Aufsatz war eine Glangleistung ausgeprägter Feindschaft, ein durch und durch vergifteter Bissen. Er sollte Mißtrauen gegen uns säen, Mißtrauen hüben und drüben des werdenden Nicaragua-Kanals. Und doch hatte er recht, wenn er darauf hinwies, daß der immer machtvollere nach Brasilien fliehende deutsche Auswandererstrom die Verdrängung dieses Landes nur noch als Frage der Jahrzehnte erscheinen lasse. Und doch hatte er recht, wenn er ironisch-höhnisch von den in Argentinien insidierten, von den an Argentinien verlorenen deutschen Kapitalien sprach. Dies selbe Land, das eben Millionen für neue Wählungen zum Fenster hinauswirft, hat angeblich kein Geld, um die Zinsen seiner Schulden zu bezahlen. Es kann nicht Sade der deutschen Diplomatie sein, leichtfertigen Leuten, die ihre Erparnisse in egoistischen Worten anlegen, wieder zu ihrem Eigentum zu verhelfen. Uniere Kriegsschiffe sind keine Skouponschützer. Dennoch aber wäre es falsch, das Konto Argentinien's als beglückend anzusehen. Die Redheit und das Selbstbewußtsein der mittel- und südamerikanischen Republiken ist erfreulich gering, seitdem sie erkannt haben, wie leicht mit Deutschland zu handeln ist. Genannte beide Eigenschaften werden: sich, will's Gott, äppig weiter entwickeln, und dann wird eines Tages selbst die Geduld unserer wasserreichen Lieberjege-Politiker reizen. Die Frankreich gegenüber der Türkei, so werden wir uns den unverschämten Herrschakern im tropischen Amerika gegenüber ein Hauptstund sichern müssen. Schon deshalb können uns ihre Kriege nicht Heluba sein. Daß die deutschen Zeitungen jede Möglichkeit einer Einmischung in diese Händel enttäuscht von sich weisen, das macht ihrer taktischen Klugheit Ehre, wenn es nicht bios taktische Dummheit ist. Aber es wäre gut für sie, wenn sie die wichtige und die amerikanische Volkstimmung beherrschende gelbe Presse des Nordens etwas ehrlicher läien. Unkel Kom baut seine Flotte und vergrößert sein Heer nur um Deutschlands willen. Niemand zweifelt doch daran, daß man um den Süden oder doch um große Strecken des Südens mit Deutschland würceln muß, Bielliedt überfahen die

eines schaffen? Und vor jeder neuen Künstler fragt sie sich wieder: was brauchen unsere Künstler gerade jetzt zu ihrer Entwicklung, was braucht das Publikum zu seiner?

Ihre Ausstellungen haben keinen „gelehrten“ Zweck. Sie wollen niemals „ein Bild“ von der modernen Malerei in Frankreich oder in Rußland oder in Schweden geben“. Sie haben darum auch gar nicht den Ehrgeiz, „vollständig“ zu sein. Sie wollen immer nur erziehen, ihre eigenen Leute und das Publikum. Es zeigt sich etwa, daß sich unter den jungen Künstlern der Erieb zu „stilisieren“ regt. Da gilt es, daß sie die Versuche kennen lernen, die man draußen in derselben Absicht schon gemacht hat — um die eigene Tendenz gleichsam wie im Spiegel zu sehen, um sich Verluste zu ersparen, um fremde Erfahrungen für sich zu benützen. Oder aber, was auch denkbar wäre, es würde sich zeigen, daß einer der jungen Künstler gefunden zu haben glaubt, wie man „stilisieren“ könne: käme er aber damit sogleich vor das Publikum, so würde es dieses, unvorberichtet, gar nicht zu wählige Verurteilung. Dann wäre der Moment, über welche hinaus der eigene Künstler zur Vollendung gekommen ist.

Das ist zum Beispiel die Bedeutung Schnops für uns gewesen: er hat unserem Klimat geholfen, sich erst recht auf sich selbst zu besinnen und hat zugleich ein Publikum für Klimt bereitet.

Gerade jetzt haben unsere jungen Künstler ein Mißverständnis des Publikums zu befürchten. Das Publikum hat bei uns das „Moderne“ leidenschaftlich aufgesucht, sich aber dabei leichtsinnig an ein paar zufällige äußere Zeichen gehalten. Es glaubt die neue

Kunst in einigen Linien und Farben zu finden und ist rasch geneigt, diese nun von jedem zu fordern. Gerade in derselben Zeit ist es aber den jungen Künstlern gewiß geworden, daß es doch immer nur darauf ankommt, ein Eigener zu sein. Sie müssen sich also jetzt gegen die moderne Mode verteidigen und müssen, um die notwendige Freiheit des Einzelnen zu behaupten, das Publikum zu jener „Nüchternheit“ des Geschmacks zu bilden trachten, die Goethe schon gefordert hat — „diese besteht hauptsächlich darin, daß der Zuschauer einsehen lerne, nicht eben jedes Stück sei wie ein Mod anzusehen, der dem Zuschauer völlig nach seinen gegenwärtigen Bedürfnissen auf den Leib gepaßt werden müsse. Man sollte nicht gerade immer sich und sein nächstes Geistes-, Herzens- und Sinnesbedürfnis auf dem Theater zu befriedigen gedenken; man könnte sich vielmehr öfters wie einen Reisenden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu seiner Belehrung und Erholung besucht, nicht alle Bequemlichkeit findet, die er zu Hause seiner Individualität anzupassen Gelegenheit hatte.“ Für „Stück“ sehe man hier bios „Bild“ ein, und man hat vollkommen ausgedrückt, was eben jetzt unser Bedürfnis ist; und danach, wie sie dieses befriedigt, ist die Ausstellung der Session zu loben oder zu tadeln, nicht nach den Wünschen eines Stimmers, der vielleicht allmählich schon ein bißchen verwöhnt und abgetumpft ist, nicht nach meinen und nicht nach den Wünschen Muthers.

Ein Wort noch, nicht für Muthers, der das ja wohl wissen wird, sondern für den Leser, der sich sonst vielleicht mißversteht. Ich verdanke Muthers sehr viel, ich schätze ihn sehr, und ich habe seine Aufsätze, auch jene, welchen ich widersprechen muß, niemals ohne inneren Gewinn gelesen. Es thut mir nur leid, ihn

in einer Gesellschaft zu sehen, der es weniger gilt, die Schaffenden zu fördern, als zu zeigen, wie geliebt sie ist.

Sigbjörn Obfsfelder.

Vor uns stand sein Bild, Ellen Key schaute in diese tiefen Augen, die jegliches Leid zu kennen schienen, und sie ergabte. Sie schloß ein weiches Organ umwob ihn wie Musik, ihn, den sie den Einzelnen nannte.

Soll geuer Erwartung war er eines Abends zu ihr gekommen. „Ich weiß nicht, ob es etwas ist, aber mein Leben ist es auf alle Fälle“. Er las es ihr, zu Hühen auf einem niedern Schemel sitzend. „Al mein Urteil waren Tränen,“ schloß seine Fremdbild. Beide verabredeten ein Wiederbegegnen in Florenz. Inzwischen sollte Obfsfelder das Tagebuch eines Priesters — denn dieses war es, welches er Ellen Key vorgelesen hatte — konzentrierter durcharbeiten. Nie aber ist es zu dieser Konzentration gekommen. Wohl begegnete seine Landsmännin ihm in Florenz. Indes man ihn im fernen Norden in die Erde senkte, hielt sie dort sein Buch in Händen.

Das Tagebuch ist eine Weichte. Es ist ein Kampf um Gott, ein Ringen um den großen, hoffnungsvollen Glauben. Ein „moderner“ Mensch erfährt nichts Neues. Dies: „die Schöpfermacht seid Ihr“ schwingt längst von den entgegengesetzten Polen durch die Luft. Nur so ehrlich in aller Qual, so flammend in seiner Erkenntnis, so tränenreichend in seiner Bedrängnis löst sich der Erleuchtungsfreier selten aus eines Menschen Brust.

Des Priesters Aufzeichnungen sind eigentlich gar kein Buch, das zu befragen man sich anschicken sollte. Sie gleichen nur einem erleichterendem Aufseufzen aus angsterqualtem Herzen. Und doch dürfen wir an diesem Seufzer nicht